

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Thomas Samhaber (Hg.)

# BEGEGNUNG AN DER GRENZE

*Milena Jesenská und Franz Kafka in Gmünd*

## BEGEGNUNG AN DER GRENZE

*Milena Jesenská und Franz Kafka in Gmünd*

*herausgegeben von* Thomas Samhaber

*lektoriert von* Erika Sieder

ISBN 978-3-99028-959-4

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Umschlagabbildungen:

Titelseite: Rückseite des Reisepasses von Franz Kafka 1920 mit Visum für Reise nach Gmünd. Národní archiv (Nationalarchiv Prag), Policejní reditelství Praha II – všeobecná spisovna 1931–1940, sign. K 854/6, kart. 7368.

Portraits von Milena Jesenská 1920 © Verlag Neue Kritik und Franz Kafka 1920 © Archiv Wagenbach.

Rückseite: Speisesaal im »Hotel Huber«, koloriert ca. 1920

© MÚ (Stadtgemeinde) České Velenice.

Vorsatz: Karte Gmünd und Umlandgemeinden. 1920 © Privatbesitz.

Nachsatz: Stadtplan ca. 2010 © Stadtgemeinde / MÚ České Velenice).

## Inhalt

Meiner Frau Brigitte, ohne deren Ermutigung ich mir diesen Wunsch, das Buch zu schreiben nie erlaubt hätte, und unseren erwachsenen Kindern, besonders Milena, die noch vor 1989 ihren schönen Namen erhielt, lange bevor es uns hier an die tschechisch-österreichische Grenze verschlagen hat.

Aber auch allen »Fans« des Kulturfestivals ÜBERGÄNGE – PŘECHODY, die sich mit uns gemeinsam immer wieder auf grenzüberschreitende künstlerische Abenteuer begeben.

Eine Besondere Begegnung	7
Lebensläufe	9
<b>LESEBUCH</b>	<b>17</b>
<b>ANNÄHERUNG April bis Juli 1920</b>	<b>18</b>
Milena Jesenská: Meine Freundin (Feuilleton über ihr Leben in Wien 1920)	19
Franz Kafka: Der Heizer (Ausschnitt)	26
Franz Kafka: Briefe aus Meran	31
<b>WIEN – PRAG Juli 1920</b>	<b>37</b>
Franz Kafka: Briefe aus Prag, 5. Juli,	38
6. Juli, 10. Juli	42
Milena Jesenská: Brief an Max Brod, 21. Juli	44
Franz Kafka: Briefe aus Prag, 26. Juli, 27. Juli	45
Milena Jesenská: Brief an Max Brod, 29. Juli	48
Franz Kafka: Briefe aus Prag, 30. Juli–10. August	50
<b>BEGEGNUNG IN GMÜND August 1920</b>	<b>53</b>
Franz Kafka: Briefe aus Prag, 1.–12. August	55
Milena Jesenská: Brief an Max Brod, Anfang August	69
Milena Jesenská: Briefe bedeutender Leute, (Feuilleton veröffentlicht am 15. August)	73
Franz Kafka, Milena Jesenská:	
Eine Ansichtskarte aus Gmünd	77
Franz Kafka: Brief an den Vater (Textauszug)	78
<b>ENTFERNUNG 1920/21</b>	<b>84</b>
Franz Kafka: Briefe aus Prag, 17.–28. August	85
Milena Jesenská: Briefe an Max Brod, Jänner/Februar 1921	97

NACHKLANG 1921/26	105
Milena Jesenská: Ein Traum, Feuilleton 1921 Wien	106 109
Franz Kafka: Späte Briefe aus Prag, bis 1923	114
Milena Jesenská: Nachruf Franz Kafka, 6. Juni 1924	118
Milena Jesenská: Direktzug Prag–Wien (Feuilleton) 1925	120
Milena Jesenská: Es ist nicht gut, sich auf etwas zu freuen (Feuilleton) 1926	126
<b>PANORAMA</b>	<b>129</b>
Schienen zwischen Prag und Wien	131
Der Bahnhof Gmünd	135
Ein Schnitt durch die Stadt	137
Krankheit	141
Post	147
Wirtschaft – Freizeit – Kino	151
Wirtschaft und Bauboom	152
Stadtleben	153
Tourismus	154
Tschechisch – Deutsch – Österreichisch – Böhmisches?	159
Literaturverzeichnis	168
Register	176

## EINE BESONDERE BEGEGNUNG AN EINEM BESONDEREN ORT

Da kamen zwei Menschen, er der Versicherungsangestellte und kaum bekannte Schriftsteller aus Prag und sie, die emanzipierte Journalistin und Übersetzerin aus Wien, in einer Stadt und einer Situation zusammen, die man mit einem Wort beschreiben könnte, das allerdings erst später in den weltweiten Sprachgebrauch kommen sollte: kafkaesk.

Es war Sommer 1920. Die Stadt Gmünd, an der Strecke Wien – Prag liegend, hatte etwas von dem Flair der großen Welt, sie war jahrzehntelang ein Begegnungsraum und war nun in diesem Sommer in einer Weise geteilt worden, wie sie nur an großen Schreibtischen, weit weg von dem lokalen Alltag, zwischen Siegern und Verlierern vereinbart werden konnte.

Die Beschlüsse des Friedensvertrages von St. Germain wurden in den Julitagen 1920 in die Realität umgesetzt. Der bedeutende Bahnhof nebst der großen Eisenbahnwerkstätte war der jungen Tschechoslowakei zugesprochen worden, und nun musste die neue Staatsgrenze zwischen die Gmünder Gemeinden so gelegt werden, dass der Bahnhof der österreichischen Stadt plötzlich im Nachbarland zu liegen kam.

Die beiden Menschen, die hier zusammentrafen, hatten mit dem Schreiben von Briefen und im Voneinanderlesen eine so große Liebe zueinander gefunden, dass sie nun wohl nicht genau wussten, wie diese in ihrem Leben Platz finden sollte.

Sie hatten Anfang Juli noch vier gemeinsame Tage in Wien verbracht und dabei – was in ihrer Beziehung wohl nur selten vorkam – Stunden einer gewissen Unbeschwertheit erleben können. Um einander bald wieder

treffen zu können, hatten sie sich als Ort Gmünd ausgesucht, weil er von beiden mit dem Zug erreichbar war und sozusagen auf halber Strecke lag. So konnten sie zumindest für ein halbes Wochenende einander nah sein. Fahrpläne wurden studiert, Briefe und Telegramme geschrieben, schließlich der 14. und 15. August 1920 vereinbart.

Diese Begegnung von Franz Kafka und Milena Jesenská an der neuen Grenze, die sich damals erst seit wenigen Tagen wie eine frische Wunde durch die Stadt gezogen hat, war auch eine Zäsur im Verhältnis der beiden Liebenden. Sie trafen einander auch später noch, bis zum frühen Tod von Franz Kafka im niederösterreichischen Kierling, immer wieder. Als Freunde, als im Schreiben, in zwei Sprachen Verbundene, sie als seine Übersetzerin, er als Bewunderer ihrer Texte, beide einander als Persönlichkeiten zutiefst schätzend und wohl noch immer als Liebende, aber ohne die Vorstellung der Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens, – so wie vor Gmünd.



## LEBENSLÄUFE

Eine Liebe – Zwei Leben

1883/1896

BEIDE in Prag geboren und »wohlbehütet« aufgewachsen, ER im Jahre 1883, SIE 13 Jahre später. IHR Elternhaus ist katholisch, tschechisch-nationalistisch, SEINES deutsch-jüdisch. BEIDER Väter sprechen tschechisch, BEIDER Väter sind dominant, patriarchalisch, körperlich mächtig, beruflich erfolgreich. IHRER als Arzt und Professor an der Kieferchirurgie, SEINER als Kaufmann mit einem Geschäftslokal im Palais Liechtenstein.

BEIDE Kinder erhalten eine gute Ausbildung, SIE am ersten Mädchengymnasium der Monarchie, dem bekannten »Minerva«, das auch die Tochter des weltfamen späteren Präsidenten Tomáš Garrigue Masaryk besuchte, ER am deutschen Gymnasium. BEIDE besuchen die Universität in Prag, ER bricht zunächst ein

Chemiestudium ab und absolviert daraufhin das Jusstudium mit mäßigem Erfolg. SIE bricht das Medizinstudium ab und wechselt zum Fach Musik, aber auch das betreibt sie nicht ernsthaft und bleibt ohne Abschluss. SIE ist muttersprachlich tschechisch, ER deutsch. BEIDE verstehen die jeweils andere Sprache sehr gut, SIE wird seine Werke ins Tschechische übersetzen, ER wird sie bitten, ihm auf seine Briefe in Tschechisch zu antworten.

1910

BEIDE leiden unter den Erwartungen ihrer Väter, BEIDE enttäuschen diese, ER antwortet mit Selbstwürfen, Rückzug, Ängsten, SIE mit Widerspruch, Rebellion und dem provokanten Missachten seiner Ratschläge. ER ist angepasst und unauffällig, beginnt bald nach dem Studium in der Arbeiterunfallversicherung zu arbeiten, bringt es zum Obersekretär. SIE und ihre Freundinnen stolzieren in Prag, immer nach der neuesten Mode gekleidet, auch am Corso, der üblicherweise von den Deutschsprachigen frequentiert wird, SIE provoziert mit ihrem Selbstbewusstsein.

1914

BEIDE lieben Literatur, lesen leidenschaftlich. SIE hat mit 16 schon eine beachtliche Büchersammlung internationaler Schriftsteller, mit tschechischer, französischer und deutscher Literatur. ER kennt die Klassiker, nimmt aber auch regen Anteil an den neu erscheinenden Werke deutscher und tschechischer Autoren und Autorinnen in seinem Umfeld.

BEIDE beginnen schon in jungen Jahren zu schreiben, die Texte von BEIDEN werden zunächst in Zeitungen publiziert, IHRE Essays, Reportagen, Modeberichte und SEINE Beobachtungen, Erzählungen und Fragmente erscheinen.

1915

ER liest – selten zwar – öffentlich SEINE Texte. Schon sein Text »Die Verwandlung« hat für Aufsehen gesorgt. In München fallen bei der Lesung »In der Strafkolonie« Menschen in Ohnmacht und müssen aus dem Saal gebracht werden.

1916

BEIDE besuchen in Prag das Café Arco, wo sich der deutschsprachige »Prager Kreis« von Literaten trifft. SEIN lebenslanger Freund Max Brod ist einer davon.

1917

In diesem Künstlerkreis ist auch Ernst Pollak, einer der ersten, der SEIN Talent erkennt. SIE geht mit dem deutschsprachigen Juden Ernst Pollak eine Liebesbeziehung ein, zum Entsetzen des Vaters, der seine renitente Tochter – die auf seinen Namen Schulden macht, Menschen wie Pollak mit Geschenken überhäuft, Morphium aus seiner Praxis stiehlt – , in eine Nervenheilanstalt einweisen lässt.

1918

ER unternimmt Reisen, beruflich und privat, nach Berlin, Paris, Wien, Italien. SIE zunächst nur nach Wien, wohin SIE mit IHREM Mann Ernst Pollak ziehen muss. SIE hat ihn gegen den Willen des Vaters geheiratet und erhält die Mitgift unter der Bedingung Prag zu verlassen.

1919

IHR Ehemann findet sofort in Wiens Kaffeehäusern Anschluss, ist seiner Frau notorisch untreu, SIE muss IHR Einkommen selbst aufbringen, mit Koffertragen am Bahnhof, Tschechischunterricht, Gelegenheitsarbeiten wie als Übersetzerin bei Sigmund Freud oder journalistischen Texten.

ER versucht mehrmals vergeblich zu heiraten. Mit Felice Bauer ist er zwei Mal verlobt, zweimal löst er die Ver-

lobung wieder, auch die Verlobung mit Julie Wohryzek löst er – wegen IHR – auf.

1920

BEIDE sind nicht gesund, er leidet unter Tuberkulose, die nach einer knapp überlebten Spanischen Grippe wieder virulent geworden ist, erhält Genesungsurlaub und ist von Frühjahr 1920 bis Juli in einer Kuranstalt in Meran. SIE leidet unter den schlechten Lebensbedingungen in Wien, auch SIE wird viel Zeit in Sanatorien verbringen.

BEIDE schreiben einander Briefe, BEIDE möchten SEINE Texte ins Tschechische übersetzt haben, SIE übersetzt, ER antwortet. Die Briefe der BEIDEN einsamen, einander verstehenden Menschen werden intensiver, intimer, leidenschaftlich, liebevoll.

BEIDE wollen nach der Beendigung SEINER Kur in Wien zusammentreffen, ER kommt mit Angst, SIE führt IHN durch die Natur um Wien, BEIDE erleben unbeschwerte Tage. Auf SEINER Heimreise nach Prag mit der Bahn kommt es in Gmünd zu Problemen beim Passamt. Der Bahnhof Gmünd ist durch die Umsetzung des Friedensvertrages seit kurzer Zeit am Staatsgebiet der Tschechoslowakei gelegen, ER benötigt von Wien ein Visum nach Prag.

BEIDE verbringen am 14. und 15. August 1920 ein gemeinsames Wochenende, diesmal in der Grenzstadt Gmünd, deren Randgemeinden nun Cmunt v Čechach (Gmünd in Tschechien) heißen, treffen einander am prächtigen Bahnhof, ER übergibt IHR den Text »Brief an den Vater«, sie gehen spazieren, kaufen eine Ansichtskarte von Gmünd und schreiben diese gemeinsam SEINER Schwester. BEIDE nächtigen im Hotel Huber. BEIDE reisen am nächsten Tag wieder ab, ER nach Prag, SIE nach Wien. BEIDE fühlen das Ende der Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens als Paar.

BEIDE schreiben einander weiter Briefe, BEIDE verfassen zahlreiche Texte, die in Prager Literaturzeitschriften publiziert werden. SIE ist bei den ersten Salzburger Festspielen als Journalistin, er erwartet IHREN Premierenbericht zu lesen.

1921

SEIN gesundheitlicher Zustand verschlechtert sich, immer wieder wird er zu Kuraufenthalten gezwungen, schließlich möchte er den Briefwechsel mit IHR beenden, SIE wendet sich verzweifelt an SEINEN Freund. Aber der Kontakt zwischen beiden bleibt, ER übergibt IHR SEINE Tagebücher.

ER wird endgültig gesundheitsbedingt pensioniert, fährt aufs Land ins Haus seiner Schwester nach Planá nad Lužnicí.

1922

SIE wird immer mehr zur anerkannten Essayistin und Modejournalistin, ER schreibt weitere Erzählungen und arbeitet an SEINEM letzten großen Werk: »Das Schloss«.

1923

ER schreibt kleinere Erzählungen und lernt Dora Diamant kennen. ER zieht nach Berlin.

1924

ER kommt wieder nach Prag und wird mit Verdacht auf Kehlkopftuberkulose in das Sanatorium Wienerwald in Pernitz, dann ins AKH nach Wien eingeliefert und schließlich, betreut von seiner Freundin Dora Diamant und seinem Freund Robert Klopstock im Sanatorium Kierling gepflegt.

ER schreibt seine letzte Erzählung, bittet seine Eltern, ihn nicht zu besuchen. ER erhält letzte Besuche von Max Brod, Schwester Ottla und wahrscheinlich auch von IHR. ER stirbt am 3. Juni 1924, SIE schreibt in der »Národní listy« einen Nachruf. SEIN Leichnam wird mit dem

Zug von Wien über Gmünd nach Prag überstellt und am 11. Juni in Prag beigesetzt.

SIE trennt sich von ihrem Mann.

1925

SIE kehrt mit ihrem neuen Freund, dem Kommunisten Xaver Graf Schaffgotsch nach Prag zurück. Wird in kulturellen Kreisen wieder zur vielbeachteten Figur. Leitet eine eigene Redaktion, gesammelte Essays von ihr erscheinen in Buchform.

1926/28

SIE wird Mitglied in der links-avantgardistischen Künstlergruppe »Devětsil«, der Dichter, Architekten, Philosophen, Maler und Regisseure angehörten. SIE heiratet den aufstrebenden Bauhaus-Architekten und Mitglied der »Devětsil« Jaromír Krejcar.

SIE leitet mit ihrer »Minerva«-Freundin Staša Jílovská die Redaktion der Illustrierten Pestrý Týden. IHRE Tochter Jana (»Honza«) kommt zur Welt. SIE selbst aber leidet an einer langwierigen Verletzung des Beines, die Schmerzen kann sie nur mit Morphin bekämpfen. SIE nähert sich der Kommunistischen Partei an und schreibt in der »Rudé Právo«.

1937/38

SIE wird Redaktionsmitglied in der angesehenen liberal-demokratischen Redaktion »Přítomnost«, der auch Künstler wie Josef Čapek, Autoren aus dem deutschsprachigen Kreis und deutsche Emigranten wie Heinrich Mann angehören.

SIE besucht die Sudetengebiete und schreibt über den drohenden »Anschluss« an das Deutsche Reich und über den Verrat an der demokratischen Tschechoslowakei durch das »Münchener Abkommen«.

1939

SIE ist nach dem Einmarsch der Truppen Hitlers im

Widerstand aktiv, schreibt für eine illegale Zeitung, verhilft verfolgten Menschen, die sie heimlich in ihrer Wohnung untergebracht hat, über die Grenze. Wird mehrmals von der GESTAPO in Prag verhört, dann nach dem Prozess in Dresden freigesprochen, daraufhin aber in »Schutzhaft« genommen und ins KZ Ravensbrück interniert. Freundet sich mit der Lagerinsassin Margarethe Buber-Neumann an. Plant ein Buch über Stalinistische und Nationalsozialistische Konzentrationslager.

1941  
SEINE drei Schwestern werden alle zwischen 1941 und 1944 in Konzentrationslagern ermordet.

1944

SIE stirbt am 17. Mai im KZ Ravensbrück im Alter von 47 Jahren.

SIE wird als »Gerechte unter den Völkern« ausgezeichnet und geht als »Milena, Kafkas Freundin« in die Literaturgeschichte ein.

ER wird einer der bedeutendsten Autoren des 20. Jahrhunderts, SEIN Familienname wird zum weltweit bekannten Adjektiv.

Quellen:

Neben einschlägiger Literatur (Brod, Wagenbach, Stach, Buber-Neumann, Černa, ...) vor allem: die biographische Skizze von Dorothea Rein und die Zeitafel der Österreichischen Franz Kafka Gesellschaft, verfasst von Charlotte Aigner (vormals Spitzer).



## ANNÄHERUNG

April bis Juli 1920

Milena Jesenská und Franz Kafka kennen einander flüchtig vom Café Arco in Prag.

Sie lebt nun mit ihrem Mann Ernst Pollak in Wien unter schwierigen Verhältnissen, die sie in ihrem später veröffentlichten Essay »Meine Freundin« lebensnah skizziert. Bei einem Besuch in ihrer Heimatstadt Prag im Herbst 1919 treffen sie und ihr Mann Franz Kafka. Sie schlägt ihm vor, seine Texte ins Tschechische zu übersetzen.

Im Frühjahr 1920 befindet sich Franz Kafka auf Genesungsurlaub in der Pension »Ottoburg« in Meran. Er korrespondiert mit seiner Übersetzerin und erhält schon bald die Ausgabe der Literaturzeitschrift »Kmen«, in der die tschechische Fassung seines Fragments »Der Heizer« unter dem Titel »Topič« publizierte ist. Ein immer intensiver werdender Briefwechsel beginnt.

Die folgenden Textauszüge sind mit freundlicher Genehmigung von Verlag S. Fischer abgedruckt.

Milena Jesenská: »Meine Freundin«. Erstveröffentlichung in der Zeitschrift »Tribuna« vom 27.1.1921. Zitiert nach: Franz Kafka, Briefe an Milena. S. Fischer, Frankfurt/Main, 1986.

Franz Kafka: »Der Heizer«. In: Franz Kafka. Gesammelte Werke. S. Fischer, Frankfurt/Main, 1983. Auflage von 1995.

Franz Kafka: »Briefe an Milena«. S. Fischer, Frankfurt/Main, 1986.

Milena Jesenská (alias: A. X. Nessay)

## Meine Freundin

Der Mensch besitzt die Fähigkeit zur Freundschaft nur, solange er noch ganz jung ist. Haben Sie das noch nie bemerkt? Später, sobald er älter oder, sagen wir: reifer wird, schließt er Freundschaften schrecklich schwer und mühsam, gleichsam ungerne und gereizt und ganz entschieden nicht auf Dauer. Aber manchmal drängt sich eine solche Freundschaft durch das Leben auf eine zuweilen sehr seltsame Freundschaft und, wenn Sie so wollen, eigentlich schon gar keine Freundschaft mehr. Beethovens gute Freundin war angeblich ein alter, geschnitzter, breiter Speiseschrank, der in einer Zimmerecke stand. Meine Freundin ist meine Hausbesorgerin Frau Kohler, die jeden Morgen um sieben Uhr mit einem zärtlichen Ausdruck im Gesicht und einem Besen in der Hand an meinem Bett steht und – in ihren löchrigen Hausschuhen ungeduldig von einem Bein auf das andere tretend – mitleidsvoll darauf wartet, dass ich das Zimmer verlasse, damit sie aufräumen kann.

Sie glauben wohl, ich will eine Humoreske schreiben? Ganz und gar nicht. Ich schreibe gerührt und mit Tränen in den Augen. Diese Frau aus dem Volke, ein unverfälschter, ungebildeter proletarischer Trampel noch aus der verflossenen Generation, hat von allen Menschen auf der Welt das beste Herz, und ich liebe sie mit einer tiefen Liebe und Zärtlichkeit. Ich werde immer sentimental, wenn ich an sie denke. Ich bitte um Vergebung, wenn ich mich ungewöhnlich weichherzig ausdrücke. Die Vorstellung ihres runden Mondgesichts, in dessen geometrisch exakter Mitte eine winzige Stupsnase sitzt, unter welcher ein breiter, sparsam bezahnter Mund

klafft, eines Gesichts, das in einer Art wunderlicher Verlegenheit vor der Welt ewig schwitzt, rührt mich immer bis zur Ergriffenheit. Es hat lange gedauert, bis ich herausfand, welches Grinsen ihrer Züge Freude bedeutet und welches Schmerz und Zorn, aber mit der Zeit habe ich mir untrügliche Anzeichen ihrer Stimmungen eingepägt: so z. B.: wenn sie Freude hat, sträubt sie ihre isolierte Oberlippe drohend in die Welt hinaus, und wenn sie traurig ist, werden ihre Äuglein violett, als ob sie in Tränen ausbrechen wollte, und die Nase bläht sich auf zu ungeahnten Dimensionen. Wenn sie etwas will, umkreist sie mich in einer Art Hast, staubt dreimal hintereinander mein Tintenfass ab und denkt von selbst daran, dass Mehl geholt werden muss, und heizt ein, ohne die Fenster sperrangelweit offenstehn zu lassen, was selten vorkommt. Ist aber etwas Schreckliches passiert, dann ist ihr Gesicht wirklich und wahrhaftig schreckensbleich und totenstarr, und ihre ganze Gestalt dreht sich gleichsam um die eigene Achse, als ob von oben, direkt von oben ein unerwarteter Keulenschlag niedergegangen wäre. Wenn ich diesen Ausdruck in ihrem Gesicht sehe, erstarre ich bis ins innerste Seelenmark vor Entsetzen: er ist immer berechtigt.

Das Angenehmste an ihr ist eine gewisse Regelmäßigkeit ihrer Dienstleistungen. Ich kann mich mit Bestimmtheit darauf verlassen, dass sie auf die Minute genau alles eine Stunde später macht, als ihr aufgetragen wurde. Sie müssen zugeben, dass das eine gute Eigenschaft ist, wenn sie zu einem so unumstößlichen Prinzip wird. Wenn ich will, dass sie um sechs einheizt, bitte ich sie, um fünf einzuheizen, und habe es dann um halb sieben warm im Zimmer. Übrigens herrscht diese Regelmäßigkeit überall und in allem. Ich weiß ganz genau, dass sie mir pro Jahr nicht mehr Strümpfe stiehlt als vier

Paar, für jede Jahreszeit ein Paar, womit sie völlig auskommt. Mehr als fünf Würfel Zucker auf einmal sind nie aus meiner Zuckerdose verschwunden. Mehr als ein kleines Stückchen ist von dem Butterklumpen, der im Eisschrank liegt, nie abgeschnitten, und aus der Kondensmilchdose verschwinden allerhöchstens zwei Kaffeelöffel pro Tag. Sie nimmt nie mehr als sie braucht, und sie braucht wenig. Begeistert von so etwas wie Veredelungs-, Verbrüderungs- und Gleichheitsstreben, machte ich ihr vor einem Jahr den Vorschlag, sie solle nicht mehr stehlen, dann würde ich ihr das, was sie regelmäßig stiehlt, lieber selbst geben. Ich habe sie damit zu Tode erschreckt, die arme Seele. Weil sie aus meinem Gesicht keinerlei List herauslesen konnte, traute sie sich nicht zu behaupten, sie stehle nicht, und sie wusste nicht recht, was sie von mir halten sollte. Ihre ängstlichen Augen blickten mich zunächst vorwurfsvoll, dann verbittert an. Ich sah vollständig ein, dass sie im Recht war, und seither ist alles beim alten geblieben.

Es ist nicht gerade wenig, was wir zusammen durchgemacht haben. Diese drei Jahre über, die ich in dieser verfluchten Stadt sitze, ist sie mein Trost gewesen. Ich weiß, dass ihre Liebe zu mir ebenso groß ist wie meine zu ihr und dass ich mich auf sie verlassen kann. Aber das habe ich nicht immer gewusst. Seinerzeit, als ich den dummen Einfall hatte – geben Sie 's doch zu, wer auf der Welt hat noch nie so einen Einfall gehabt? –, mich zu vergiften, hatte ich davon noch keine Ahnung. Als ich eine Woche lang in der leeren Wohnung lag, ohne eine Menschenseele zu kennen, halb bewusstlos, wurde ich täglich um die Mittagszeit durch ein mächtiges Rütteln geweckt, mit dem Frau Kohler mich ins Leben zurückrief. In den Nebelschwaden meines Wachtraums schwamm vor mir ein verheultes, rundes Gesicht, zer-

laufen wie Wasser, und nach Petroleum stinkende Hände stopften mir einen großen, runden, schwarzen Knödel in den Mund, den sie mir eigenhändig gekocht hatte, nach ihrer etwas sentimentalen Vorstellung von böhmischen Knödeln, von denen ich ihr immer laut vorge-schwärmt hatte. Das wiederholte sich so oft, bis ich Kraft genug hatte, diese schwarze Kugel wieder zu erbrechen. Ich glaube aber, dass ich mich nie wieder vergiften werde. Nicht aus Todesfurcht, sondern – weil kaum anzunehmen ist, dass wir beide uns voneinander trennen werden –, also, um aufrichtig zu sein: aus Furcht vor neuen Knödeln der Frau Kohler.

Übrigens war das noch nicht das Schlimmste, was wir beide durchgemacht haben. Es passierte, dass wir – durch die politischen Verhältnisse von unseren respektiven Heimatländern abgeschnitten, ich von Böhmen, sie von Ungarn – monatelang ohne einen Heller dasaßen, mit knurrendem Magen, auf dem Aschenkasten in ihrem Kellerloch, beim blakenden Licht einer Petroleumlampe, und uns den Kopf zerbrachen, wie wir zu Geld kommen sollten. Hunger ist schlimm und eine fremde Großstadt grausam. Der Trödler im Haus nebenan hatte schon unsere Hemden geschluckt, und alle unsere Ringe lagen in der Pfandleihe; damit bezahlten wir die roten Rüben und das schmutzige Kraut, die wir mittags, abends, morgens und vormittags aßen, solange es ging. Aber nichts währt ewig. Und in dieser Unewigkeit erwies ich mich als der schwächere Kämpfer. Mein Magen vertrug das Kraut nicht, und mein allgemeiner Schwächezustand erlaubte mir nicht, mich weiter um unsere gemeinsame Speisekarte zu kümmern, die mir – wie das ganze Leben – schrecklich nutzlos vorkam. Aber Frau Kohler hat es für uns beide geschafft. Je apathischer ich war,

desto lebhafter wurde dieses kleine Persönchen, und ihre von »Gicht« geschwollenen Füße vollbrachten wahre Wunder, und ihr Gehirn heckte Transaktionen von geradezu börsenreifen Dimensionen aus. In dem dumpfen Glauben, dass man leben müsse, wirkte sie Wunder, die mir heute noch ein Geheimnis sind. Keine Krone, die sie nicht mit mir geteilt hätte, kein Stück Brot, von dem die größere Hälfte nicht mir zugefallen wäre. Wo wäre ich heute, wenn es sie nicht gegeben hätte? Damals habe ich mir gelobt, dass, wenn ich einmal Millionär bin, auch sie die Hälfte bekommt, und ich stehe fest zu meinem Gelübde. – Sie werden sehen.

Mein Gott! Wie drei solche Jahre mit einem umspringen. Damals waren wir das, was man eine Bohème-Gemeinschaft nennt. Wir hatten allesamt nichts zu essen, und weil es bei uns doch weniger kalt war als auf einer Bahnhofsbank, geschah es oft, dass irgendeiner von den verzweifelten Mitgliedern dieser kleinen Gesellschaft die kleine Kammer hinter unserer Küche bewohnte, wo heute zum Zeichen gutbürgerlichen Wohlstands stolz ein Feuerholzstapel bis zur Decke emporragt. Frau Kohler machte sich mit rührender Opferbereitschaft zum Kameraden all dieser Leutchen. Abgerissene Knöpfe, gerissene Schnürsenkel, ausgefranzte Hemdkragen, schmutzige Schuhe, all das gewann unter ihrer mütterlichen Hand wieder ein adrettes, manierliches Aussehen. Sie nannte alle beim Vornamen und war gekränkt, wenn sie weggingen, ohne etwas von dem schwarzen Zichorienabsud geschluckt zu haben, den sie ihnen zu bereiten pflegte. Sie schnitt Gedichte aus, zeigte sie stolz den Nachbarn und legte sich mit der Polizei an, die einen von ihnen für einen Kommunisten hielt, während Frau Kohler

»nichts auf ihn kommen ließ«. <sup>1</sup> Mit aufrichtiger Freude verfolgte sie unsere Fortschritte, und sie sind nicht undankbar, die ehemaligen zerlumpten Hungerleider. Wenn W. aus Italien zurückkehrt, wo er sich für das Honorar seines letzten Romans aufgehalten hat, oder L. aus Prag kommt, von einer großen Zeitschrift mit einer wichtigen Mission betraut, oder wenn F. eintrifft, der heute Weinreisender, oder E., der Bahnbeamter ist, dann stellen sich alle unten in ihrer kleinen Küche ein. Und da frischt sie ihnen selig die Bügelfalten ihrer Hosen auf und schüttelt den »Gnä' Herren« die Hand, nachdem sie sie an der Schürze abgewischt hat. Aber in Momenten, wo uns beiden einsam und traurig zumute ist, gedenken wir gemeinsam derjenigen aus diesem Freundesbund, die der Not von damals erlegen und gestorben sind. Es sind drei. Sie vermochten nicht zu »verbürgerlichen«. Die Äuglein der Frau Kohler füllen sich mit Tränen, und durch den Abenddämmerchein des Raums trompetet ein gerührtes, mächtiges Schnäuzen.

Frau Kohler ist Witwe. Ihr Mann ist im Kriege gefallen, und wenn Sie seine Photographie sehen würden, wären Sie verwundert. Er war ein sehr fescher Mann mit einem langen Schnurrbart. Aber Frau Kohler hat keinen Mangel an Freiern. Es bewerben sich Alte und Junge um sie, was sogar dazu führt, dass Frau Kohler den Ruf genießt, eine Sirene zu sein, einen Ruf, den sie nicht verdient, weil an allem nur ihr gutes Herz Schuld ist, das niemandem etwas abschlagen kann. Ihre Liebe gilt nur einem einzigen, der jedoch einen schrecklichen »Charakterfehler« besitzt: alle sechs Wochen trinkt er

sich besinnungslos, kommt um Mitternacht zu Frau Kohler, stößt unter Gebrüll die Haustür ein (wenn sie zufällig abgeschlossen ist, was sie nicht zu sein pflegt, weil Frau Kohler nicht so kleinlich ist), prügelt sie mit seiner trunkenen Faust so, dass anderntags mein Fußboden ungekehrt und ungebohnt bleibt. In den sechs Wochen dazwischen ist er still und friedlich wie ein Lamm, geht Kohlen holen und bringt ihr kleine Blumensträuße und Schokoladentäfelchen. Am Ende der sechs Wochen wiederholt sich der Vorfall. Frau Kohler zerschlägt dann vor Kummer Teller in meiner Küche, schüttelt den Kopf und jammert: »Nein, so etwas! So ein rothaariges Luder«. Ich kann es ihr nachfühlen. Nur eins ist mir nicht klar: warum sie ihren Einziggeliebten »rothaarig« schimpft, wo er doch in Wirklichkeit so schön rabenschwarz ist? Aber vielleicht verwechsle ich ihn mit dem anderen.

Das ist meine Freundin. Sie sehen, ich kann mir ein Leben ohne sie nicht vorstellen. Sollte ich nach Amerika übersiedeln, wird sie mein umfangreichstes Gepäckstück sein. Ich kann morgens nicht aufwachen, wenn sie nicht mit dem Besen und in ihrer bestickten Schürze neben meinem Bett steht. Wenn mir etwas zustieße, könnte ich mich niemandem anvertrauen, wenn ich sie nicht zu Hand hätte, und das Abendessen würde mir nicht schmecken, wenn ich wüsste, dass sie den ihr gebührenden Teil davon nicht gestohlen hat, was manchmal versehentlich auch passiert. Wir haben stillschweigend untereinander ausgemacht, dass wir einander nie verlassen. Wenn Sie also mich sehen sollten, werden Sie auch Frau Kohler sehen, und wenn Sie Frau Kohler erblicken, kann auch ich nicht weit sein.

---

<sup>1</sup> Dieser Satz ist aus der Übersetzung von Reinhard Fischer übernommen, die hier besser verständlich ist. In: Milena Jesenská. Alles ist Leben. Hrsg. Dorothea Rein, Frankfurt, Verlag Neue Kritik, 1999.

ENTFERNUNG  
1920/1921

Franz Kafka  
*Briefe aus Prag*

Prag, 17. bis 18. August 1920  
Dienstag

*Auf diesen Brief werde ich also erst in 10-14 Tagen Antwort bekommen, das ist im Vergleich zum Bisherigen fast ein Verlassen-Sein, nicht? Und es ist mir gerade jetzt, als hätte ich Dir einiges Unsagbare, Unschreibbare zu sagen, nicht um etwas gut zu machen, was ich in Gmünd schlecht gemacht habe, nicht um etwas Ertrunkenes zu retten, sondern um Dir etwas tief begreiflich zu machen, wie es mit mir steht, damit Du Dich nicht von mir abschrecken läßt, wie es doch trotz allem schließlich geschehen könnte unter Menschen. Mir ist manchmal als hätte ich solche Bleigewichte, daß es mich in einem Augenblick ins tiefste Meer hinunterziehen müßte und der, welcher mich fassen oder gar »retten« wollte, es bleiben ließe, nicht aus Schwäche, nicht einmal aus Hoffnungslosigkeit, sondern aus bloßem Ärger. Nun das ist natürlich nicht zu Dir gesprochen, sondern zu einem schwachen Schein von Dir, wie ihn ein müder, leerer (nicht unglücklicher oder aufgeregter, es ist fast ein Zustand für den man dankbar sein könnte) Kopf gerade noch erkennen kann.*

[...]

*Es ist sinnlos zu bitten, wenn Du den Brief erst in 14 Tagen bekommst, aber vielleicht ist das nur eine kleine Beigabe zur Sinnlosigkeit der Bitte überhaupt: Laß Dich, wenn es nur irgendwie möglich ist, auf dieser haltlosen Welt (wo man eben weggerissen wird, wenn man weggerissen wird, und sich nicht helfen kann), laß Dich nicht abschrecken von mir, auch wenn ich Dich einmal oder tausendmal oder gerade jetzt oder vielleicht immer gerade jetzt enttäusche. Übrigens ist das keine Bitte und richtet sich gar nicht an Dich, ich weiß nicht, wohin es sich richtet. Es ist nur das bedrückte Atmen der bedrückten Brust.*

Franz Kafka ist wieder zurück in Prag. An Milena Jesenská schreibt er auch nach Gmünd noch häufig. Die Briefe handeln von ihrer Liebe, der Sorge um die Gesundheit, Missverständnissen und vor allem von den Ängsten – auch der »Gmünder Angst«.

Jesenskás journalistische Tätigkeit wird immer intensiver, und Kafka erweist sich als begeisterter Leser ihrer in tschechischen Zeitungen erscheinenden Texte.

Aber auch die Briefe selbst werden zu Themen in den Briefen, Kafka befürchtet, dass dieser intensive Briefverkehr seiner Gesundheit schaden könnte und bittet Milena Jesenská ihm nicht mehr zu schreiben.

Daraufhin wendet sie sich in ihrer Verzweiflung an Kafkas Freund Max Brod. In zwei eindringlichen Briefen beschreibt sie ihre kurze gemeinsame Zeit mit Kafka und skizziert ein einzigartiges Portrait von Franz Kafka.

Die folgenden Textauszüge sind mit freundlicher Genehmigung von S. Fischer Verlag abgedruckt.

Franz Kafka: »Briefe an Milena«. S. Fischer, Frankfurt/Main 1986.

Milena Jesenskás »Briefe an Max Brod« hat dieser in der dritten, erweiterten Auflage seiner Kafka-Biographie 1954 veröffentlicht. Die in tschechischer Sprache geschriebenen sind von Brod selbst übersetzt.

Max Brod: »Über Franz Kafka«. S. Fischer, Frankfurt/Main 1974. Abgedruckt auch in: Franz Kafka: »Briefe an Milena. S. Fischer, Frankfurt/Main 1986.

Mittwoch

*Dein Brief von Montag früh. Seit jenem Montag morgen oder besser seit Montag mittags, als sich das Wohltätige des Reisens (abgesehen von allem, schon jede Fahrt an sich ist eine Erholung, ein Beim-Kragen-genommen-werden, ein Durch-und-durch-geschüttelt-werden) schon ein wenig verflüchtigt hatte, seit damals singe ich Dir unaufhörlich ein einziges Lied vor, es ist unaufhörlich anders und immerfort das gleiche, reich wie ein traumloser Schlaf, langweilig und ermüdend, so daß selbst ich manchmal dabei einschlafe, sei froh, daß Du es nicht hören mußt, sei froh, daß Du für solange Zeit vor meinen Briefen geschützt bist. [...]*

**Prag, 19. bis 23. August 1920**

Donnerstag

*Ich wollte immer wieder einen andern Satz hören, als Du, diesen: jsi můj<sup>7</sup> Und warum gerade den? Er bedeutet doch nicht einmal Liebe, eber Nähe und Nacht.*

*[...] Über die Verkühlung hättest Du doch paar Worte mehr schreiben können, stammt sie aus Gmünd oder vom Kaffeehaus-Heimweg? Hier ist übrigens augenblicklich noch schöner Sommer, auch Sonntag hat es nur in Südböhmen geregnet, ich war stolz, die ganze Welt konnte aus meinen durchregneten Kleidern erkennen, daß ich aus der Richtung Gmünd kam.*

Montag

*Nun also, so lange hat es doch nicht gedauert, die 2 Briefe aus Salzburg habe ich bekommen, möge es in Gilgen gut werden, Herbst ist freilich schon, das läßt sich nicht leugnen. Mir ist*

<sup>7</sup> Du bist mein.

*schlecht und gut, wie man will, hoffentlich hält die Gesundheit noch ein Weilchen in den Herbst hinein aus. Über Gmünd werden wir noch schreiben oder sprechen müssen – das ist ein Teil des Schlechtgebns – nein, so ist es durchaus nicht, eber das Gegenteil, ich werde ausführlicher darüber schreiben; {...}*

**Prag 26. August**

Donnerstag

*Ich habe erst den Bleistiftbrief gelesen, in dem Montagsbrief nur flüchtig eine unterstrichene Stelle, da habe ich es lieber noch gelassen; wie ängstlich bin ich und wie schlecht ist es, daß man sich nicht in jedes Wort hineinwerfen kann mit allem was man ist, so daß man, wenn dieses Wort angegriffen würde, in seiner Gänze sich wehren könnte oder in seiner Gänze vernichtet würde Aber es gibt eben auch hier nicht nur Tod, sondern auch Krankheiten. {...}*

*Von Salzburg kamen die Briefe schnell, von Gilgen dauert es eine Weile, aber ich habe auch sonst Nachrichten hie und da. Von Polgar Skizzen in der Zeitung, es handelt vom See, ist maßlos traurig und bringt einen in Verlegenheit, weil es noch immer lustig ist – nun das ist nicht viel, aber dann stehen Nachrichten da von Salzburg, den Festspielen, dem unsicheren Wetter;*

*[...] Aber das alles wäre nicht viel, wenn nicht die Tribuna wäre, diese Möglichkeit jeden Tag etwas von Dir zu finden und dann das tatsächliche Finden hie und da. Ist es Dir unangenehm, wenn ich davon spreche? Aber ich lese es so gern. Und wer soll davon sprechen, wenn nicht ich, Dein bester Leser? Schon früher, ebe Du sagtest, daß Du manchmal beim Schreiben an mich denkst, habe ich es mit mir in Beziehung gefühlt*

*d. h. an mich gedrückt, jetzt seitdem Du es ausdrücklich gesagt hast, bin ich darin fast ängstlicher und wenn ich z. B. von einem Hasen im Schnee lese, sehe ich fast mich selbst dort laufen. {...}*

*Nun habe ich doch den andern Brief gelesen, aber eigentlich erst von der Stelle ab: Nechci abys na to odpovídá<sup>8</sup>. Ich weiß nicht was vor dem steht, aber ich bin heute angesichts Deiner Briefe, die Dich unwiderleglich bestätigen, wie ich Dich im Innersten eingeschlossen trage, bereit, es ungelesen als wahr zu unterschreiben, und sollte es bei den fernsten Instanzen gegen mich zeugen. Schmutzig bin ich Milena, endlos schmutzig, darum mache ich ein solches Geschrei mit der Reinheit. Niemand singt so rein, als die welche in der tiefsten Hölle sind; was wir für den Gesang der Engel halten, ist ihr Gesang.*

**Prag, 26. bis 27. August 1920**

Donnerstag abend

*Heute habe ich kaum etwas anderes gemacht, als dagesessen, ein wenig hier ein wenig dort gelesen, hauptsächlich aber nichts gemacht oder einem ganz leichten Schmerz zugehört, wie er in den Schläfen arbeitet. Den ganzen Tag war ich mit Deinen Briefen beschäftigt in Qual, in Liebe, in Sorge und in ganz unbestimmter Angst vor Unbestimmtem, dessen Unbestimmtheit hauptsächlich darin besteht, daß es maßlos über meine Kräfte hinausgeht. Dabei habe ich die Briefe zum zweitenmal noch gar nicht zu lesen gewagt und eine halbe Seite auch zum ersten Mal noch nicht. Warum kann man sich nicht damit abfinden, daß in dieser ganz besondern, hinhaltend selbstmörderischen Spannung zu leben das Richtige ist (Du erwähntest manchmal etwas Ähnliches, ich versuchte Dich damals auszulachen), sondern lockert sie mutwillig, fährt aus ihr hinaus wie ein*

<sup>8</sup> Ich will nicht, daß du darauf antwortest.

*unvernünftiges Tier (und liebt gar noch wie ein Tier diese Unvernunft) und leidet sich dadurch alle gestörte, wild gewordene Elektrizität in den Leib, daß es einen fast verbrennt. Was ich damit eigentlich sagen will, weiß ich nicht genau, nur auffangen möchte ich irgendwie die Klagen, nicht die wörtlichen, aber die ver-schwiegenen, die aus Deinen Briefen kommen, und ich kann es, denn es sind im Grunde die meinen. Daß wir auch hier im Dunkel so einig sein sollten, ist das sonderbarste und ich kann es förmlich nur jeden zweiten Augenblick glauben.*

Freitag

*Die Nacht habe ich statt mit Schlafen, (nicht ganz freiwillig allerdings) mit den Briefen verbracht. Trotzdem ist es jetzt noch nicht am allerschlimmsten. Allerdings ist kein Brief gekommen, aber auch das macht an sich nichts. Es ist jetzt viel besser, nicht täglich zu schreiben; Du hast es im Geheimen früher eingesehen als ich. Die täglichen Briefe schwächen statt zu stärken; früher trank man den Brief aus und war gleichzeitig (ich rede von Prag nicht von Meran) zehnmal stärker und zehnmal durstiger geworden. Jetzt aber ist es so ernst, jetzt beißt man sich in die Lippen: wenn man den Brief liest und nichts ist so sicher, als der kleine Schmerz in den Schläfen. Aber auch das mag sein, nur eines: nicht krank werden Milena, nicht krank werden. Nichtschreiben ist gut; {...} aber Kranksein soll nicht die Ursache sein. Ich denke ja dabei nur an mich. Was würde ich tun? Höchstwahrscheinlich das was ich jetzt tue, aber wie würde ich es tun? Nein, daran will ich nicht denken. Und dabei habe ich, wenn ich an Dich denke, als klarste Vorstellung immer die, daß Du im Bett liegst, so wie Du etwa in Gmünd am Abend auf der Wiese lagst (dort wo ich Dir von meinem Freund erzählte und Du wenig zubörtest). Und das ist gar keine quälende Vorstellung, sondern eigentlich das Beste was*

*ich jetzt zu denken imstande bin, daß Du im Bett liegst, ich Dich ein wenig pflege, hin und wieder komme, die Hand Dir auf die Stirn lege, in Deinen Augen versinke, wenn ich auf Dich hinabsehe, Deinen Blick auf mir fühle, wenn ich im Zimmer herumgehe und immerfort mit einem gar nicht mehr zu bändigendem Stolz es weiß, daß ich für Dich lebe, daß ich es so darf und daß ich also anfangs dafür zu danken, daß Du einmal bei mir stehn geblieben bist und mir die Hand gereicht hast. Und es wäre ja auch nur eine Krankheit, die bald vorüber geht und Dich gesünder macht als Du früher warst und Dich wieder groß aufstehn läßt, während ich mich bald und einmal und hoffentlich ohne Lärm und Schmerz unter die Erde verkrieche. – Also das quält gar nicht, aber die Vorstellung daß Du in der Ferne krank wirst –*

**Prag, 28. August 1920**  
Samstag

*So schön, so schön, Milena, so schön. Nichts ist in dem Brief (von Dienstag) so schön, aber die Ruhe, das Vertrauen, die Klarheit, aus der er kommt. Früh war nichts da; mit der Tatsache an sich hätte ich mich sehr leicht abgefunden; mit dem Briefebekommen ist es jetzt ganz anders, mit dem Briefe-schreiben allerdings fast unverändert, die Not und das Glück des Schreiben-müssens besteht, also mit der Tatsache hätte ich mich abgefunden, wozu brauche ich einen Brief, wenn ich z. B. gestern den ganzen Tag und Abend und die Hälfte der Nacht im Gespräch mit Dir verbracht habe, in einem Gespräch wo ich so aufrichtig und ernst war wie ein Kind, und Du so aufnehmend und ernst wie eine Mutter (niemals habe ich in wirklichkeit ein solches Kind oder eine solche Mutter gesehn), das alles wäre also angegangen, nur die Ursache des Nicht-schreibens mußte ich kennen, nicht immerfort Dich krank im Bett sehn, in dem kleinen Zimmer, draußen*

*der Herbstregen, Du allein, mit Fieber (Du schriebst davon) mit Verköhlung (Du schriebst davon) auch Nachtschweiß und Müdigkeit (von alledem schriebst Du) – wenn das alles also nicht ist, dann ist es gut, und ich will jetzt nichts besseres. In eine Antwort auf den ersten Absatz Deines Briefes lasse ich mich nicht ein, ich kenne ja noch nicht einmal den berüchtigten ersten Absatz des vorigen Briefes. Das sind lauter tief verschlungene Dinge, lösbar nur im Gespräch zwischen Mutter und Kind, lösbar dort vielleicht nur deshalb, weil sie dort nicht vorkommen können. Ich gebe deshalb darauf nicht ein, weil der Schmerz in den Schläfen lauert. Wurde mir der Liebespfeil in die Schläfen geschossen, statt ins Herz? Auch von Gmünd werde ich nicht mehr schreiben, wenigstens mit Absicht nicht. Es wäre viel darüber zu sagen aber am Ende liefes doch darauf hinaus, daß der erste Wiener Tag, wenn ich mich am Abend verabschiedet hätte, auch nicht besser gewesen wäre, wobei noch Wien den Vorteil vor Gmünd hatte, daß ich dorthin halb bewußtlos vor Angst und Erschöpfung kam, nach Gmünd dagegen ohne es zu wissen, so dumm war ich, großartig sicher, als könne mir niemals mehr etwas geschehn, wie ein Hausbesitzer kam ich hin; merkwürdig daß bei aller Unruhe die mich immerfort durchfährt, diese Ermattung des Besitzens bei mir möglich, ja mein eigentlicher Fehler vielleicht ist, in diesen und in andern Dingen. Es ist schon 1/4 3, ich bekam Deinen Brief erst vor 2 Uhr, jetzt höre ich auf und gebe zum Essen, nicht?*

**Prag, 5. September 1920**  
Sonntag

*Ist hier Milena das, was Du geschrieben haben willst, die Hauptsache und nicht doch das Vertrauen? Du schriebst auch einmal davon, es war in einem der letzten Briefe nach Meran, ich konnte nicht mehr antworten.*



*Sieh Robinson mußte sich anwerben lassen, die gefährliche Reise machen, Schiffbruch leiden und vielerlei, ich müßte nur Dich verlieren und wäre schon Robinson. Aber ich wäre mehr Robinson als er. Er hatte noch die Insel und Freitag und vielerlei und schließlich das Schiff, das ihn holte und fast alles wieder zum Traume machte, ich hätte gar nichts, nicht einmal den Namen, auch ihn habe ich Dir gegeben.*

*Und darum bin ich ja gewissermaßen unabhängig Dir gegenüber eben, weil die Abhängigkeit so über alle Grenzen geht. Das Entweder-Oder ist zu groß. Entweder bist Du mein und dann ist es gut, oder aber Du gehst mir verloren, dann ist es nicht etwa schlecht sondern dann ist gar nichts, dann bleibt keine Eifersucht, kein Leiden, keine Bangigkeit, gar nichts. Und das ist ja gewiß etwas Lästerliches, so auf einen Menschen zu bauen, und darum schleicht ja auch dort die Angst um die Fundamente, aber es ist nicht die Angst um Dich, sondern die Angst, daß überhaupt so zu bauen gewagt wird. Und darum mischt sich zur Gegenwehr (aber es war wohl auch ursprünglich) soviel Göttliches in Dein liebes irdisches Gesicht.*

{...}

*Schnelle Antwort, wenn es Antwort ist, eben kommt das Telegramm. Es kam so überraschend, und außerdem offen, daß ich gar nicht Zeit hatte zu erschrecken. Wirklich, heute habe ich es irgendwie gebraucht; wie wußtest Du das? Die Selbstverständlichkeit, mit der das Notwendige von Dir kommt, immer.*

**Prag, 10. September 1920**

Freitag

*Eben kam Dein Telegramm, Du hast vollständig recht, ich habe es trostlos dumm und grob gemacht, es war aber nicht anders möglich, denn wir leben in Mißverständnissen, mit unsern Antworten entwerfen wir unsere Fragen. Wir müssen*

*jetzt aufhören uns zu schreiben und die Zukunft der Zukunft überlassen.*

**Prag, 14. September 1920**

Dienstag

{...}

*Ich wage die Briefe kaum zu lesen; ich kann sie nur in Pausen lesen, ich halte den Schmerz beim Lesen der Briefe nicht aus. Milena – und wieder teile ich Dein Haar und schiebe es zur Seite – bin ich ein so böses Tier, böse gegen mich und genau so böse gegen Dich oder ist nicht richtiger das Böse, was hinter mir ist und mich hetzt? Aber nicht einmal daß es böse ist, wage ich zu sagen, nur wenn ich Dir schreibe, scheint es mir so und ich sage es.*

*Sonst ist es wirklich so, wie ich geschrieben habe. Wenn ich Dir schreibe, ist vorher und nachher von Schlaf keine Rede; wenn ich nicht schreibe, schlafe ich wenigstens einen oberflächlichsten ~ stundenweisen Schlaf: Wenn ich nicht schreibe, bin ich nur müde, traurig, schwer; wenn ich schreibe, zerreißt mich Unruhe und Angst. Es ist so, daß wir einander gegenseitig um Mitleid bitten, ich Dich, mich jetzt verkriechen zu dürfen, Du mich – aber daß es möglich ist, ist der allerschrecklichste Widersinn. Aber wie ist das möglich? fragst Du. Was will ich? Was tue ich?*

*Es ist etwa so: ich, Waldtier, war ja damals kaum im Wald, lag irgendwo in einer schmutzigen Grube (schmutzig nur infolge meiner Gegenwart, natürlich) da sah ich Dich draußen im Freien, das Wunderbarste was ich je gesehen hatte, ich vergaß alles, vergaß mich ganz und gar, stand auf, kam näher, ängstlich zwar in dieser neuen und doch heimatlichen Freiheit, kam aber doch näher, kam bis zu Dir, Du warst so gut, ich duckte mich bei Dir nieder, als ob ich es dürfte, ich legte das*

*Gesicht In Deine Hand, ich war so glücklich, so stolz, so frei, so mächtig, so zuhause, immer wieder dieses: so zuhause – aber im Grunde war ich doch nur das Tier, gehörte doch nur in den Wald, lebte hier im Freien doch nur durch Deine Gnade, las ohne es zu wissen (denn ich hatte ja alles vergessen) mein Schicksal von Deinen Augen ab. Das konnte nicht dauern. Du mußtest und wenn Du auch mit der gütigsten Hand über mich hinstrichst, Sonderbarkeiten erkennen, die auf den Wald deuten, auf diesen Ursprung und diese wirkliche Heimat, es kamen die notwendigen, notwendig sich wiederholenden Aussprachen über die »Angst«, die mich (und Dich, aber Dich unschuldig) quälten bis auf den bloßen Nerv, es wuchs immer mehr von mir auf, welche unsaubere Plage, überall störendes Hindernis ich für Dich war, das Mißverständnis mit Max rührte daran, in Gmünd war es schon deutlich, [...] und viele Kleinigkeiten waren dazwischen. Ich erinnerte mich daran wer ich bin, in Deinen Augen las ich keine Täuschung mehr, ich hatte den Traum-Schrecken (irgendwo wo man nicht hingehört, sich aufzuführen, als ob man zuhause sei) diesen Schrecken hatte ich in Wirklichkeit, ich mußte zurück ins Dunkel, ich hielt die Sonne nicht aus, ich war verzweifelt, wirklich wie ein irgegangen Tier, ich fing zu laufen an wie ich nur konnte und immerfort der Gedanke: »wenn ich sie mitnehmen könnte!« und der Gegengedanke: »gibt es Dunkel, wo sie ist?«  
Du fragst wie ich lebe; so also lebe ich.*

**Prag, 14. September 1920**

*Der erste Brief war schon weggeschickt, als der Deine kam. Abgesehen von allem, was darunter – unter diesen Dingen »Angst« udgl. – sein mag und wovor mich ekelt, nicht weil es ekelhaft ist sondern weil mein Magen zu schwach ist, abgesehen davon ist es vielleicht noch einfacher als Du es sagst. Etwa so:*

*Die einsame Unvollkommenheit muß matt ertragen, jeden Augenblick hindurch, die Unvollkommenheit zu zweit muß man nicht ertragen. Hat ma nicht die Augen, um sich sie auszureißen und das Herz zum gleichen Zweck? Dabei ist es ja nicht so schlimm, das ist Übertreibung und Lüge, alles ist Übertreibung, nur die Sehnsucht ist wahr, die kann man nicht übertreiben. Aber selbst die Wahrheit der Sehnsucht ist nicht so sehr ihre Wahrheit, als vielmehr der Ausdruck der Lüge alles übrigen sonst. Es klingt verdreht, aber es ist so. Auch ist es vielleicht nicht eigentlich Liebe, wenn ich sage, daß Du mir das Liebste bist; Liebe ist, daß Du mir das Messer bist, mit dem ich in mir wähle. Übrigens sagst Du es selbst: »nemáte síly milovat<sup>9</sup>«, sollte das noch keine genügende Unterscheidung sein zwischen »Tier« und »Mensch«?*

**Prag, 15. September 1920**  
Mittwoch

*Es ist kein Gesetz, das mir verbietet, Dir noch zu schreiben und Dir für diesen Brief zu danken, in dem vielleicht das Schönste steht was Du mir hättest schreiben können, dieses: »ich, weiß, daß Du mich.«  
Sonst aber stimmst Du mit mir schon seit langem überein, daß wir einander jetzt nicht mehr schreiben sollen; daß ich es gerade gesagt habe, war nur Zufall, Du hättest es ebenso gut sagen können. Und da wir einig sind, ist es nicht nötig, zu erklären warum das Nicht-schreiben gut sein wird. Schlimm ist nur, daß ich dann (Du sollst von jetzt an nicht mehr auf der Post nachfragen) keine, fast keine Möglichkeit haben werde, Dir zu schreiben oder doch die, daß ich Dir eine*

<sup>9</sup> Sie haben keine Kraft zu lieben.

*Karte ohne Text schicke, die bedeutet, daß auf der Post ein Brief liegt. Du sollst mir immer schreiben, wenn es irgendwie nötig wird, aber, das ist ja selbstverständlich.*

{...}

*Ich nehme keinen Abschied. Es ist kein Abschied, es wäre denn daß die Schwerkraft, die lauert, mich ganz hinabzieht. Aber wie könnte sie es, da Du lebst.*

Milena Jesenska  
Brief an Max Brod<sup>10</sup>

### Anfang Jänner 1921

*Lieber Herr Doktor.*

*Verzeihen Sie, daß ich nicht deutsch schreiben kann. Vielleicht können Sie so viel Tschechisch, daß Sie mich verstehen; verzeihen Sie, daß ich Sie belästige. Ich weiß mir nur einfach keinen Rat, mein Gehirn erträgt keine Eindrücke und keine Gedanken mehr, nimmt keine mehr auf, ich weiß nichts, ich fühle nichts, ich begreife nichts; es scheint mir, daß mir in diesen Monaten etwas ganz Entsetzliches zugestoßen ist, aber ich weiß nicht viel davon. Ich weiß überhaupt nichts von der Welt, ich fühle nur, daß ich mich töten würde, wenn ich mir irgendwie das zu Bewußtsein bringen könnte, was sich eben meinem Bewußtsein entzieht.*

*Ich könnte Ihnen erzählen, wie und wodurch und warum alles geschehen ist; ich könnte Ihnen alles über mich, über mein Leben erzählen; aber wozu das – und ferner; ich weiß es nicht, ich halte nur Franks Brief aus der Tatra<sup>11</sup> in der Hand, eine ganz tödliche Bitte und zugleich einen Befehl: »Nicht schreiben und verhindern<sup>11</sup>, daß wir zusammenkommen, nur diese Bitte erfülle mir im stillen, sie allein kann mir irgendein Weiterleben ermöglichen, alles andere zerstört weiter.« Ich traue mich nicht, eine Frage, ein Wort zu senden; ich weiß auch nicht, was ich von Ihnen erfragen will. Ich weiß nicht, was – weiß nicht, was ich wissen will. Jesus Christus, ich möchte meine Schläfen ins Gehirn hineindrücken. Nur eines sagen Sie mir, Sie sind mit ihm während der letzten Zeit beisammen gewesen, Sie wissen es: Bin ich schuldig oder bin ich nicht schuldig? Ich bitte Sie*

<sup>10</sup> In tschechischer Sprache geschrieben; übersetzt von Max Brod.

<sup>11</sup> Kafka befand sich seit dem 18. Dezember 1920 zur Kur in Matliary (Hohe Tatra).

Januar/Februar 1921

*Ich danke Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit. Inzwischen bin ich etwas zur Besinnung gekommen. Ich kann wieder denken. Es ist mir dadurch nicht etwa besser geworden. Daß ich Frank nicht schreiben werde – ist doch absolut selbstverständlich. Wie könnte ich denn! Wenn es wahr ist, daß die Menschen auf der Erde eine Aufgabe zu erfüllen haben, so habe ich diese Aufgabe neben ihm sehr schlecht erfüllt. Wie könnte ich so unbescheiden sein und ihm schaden, wenn ich ihm nicht zu helfen vermocht habe? Was seine Angst ist, das weiß ich bis in den letzten Nerv. Sie existierte auch schon immer vor mir, solange er mich nicht kannte. Ich habe seine Angst eher gekannt, als ich ihn gekannt habe. Ich habe mich gegen sie gepanzert, indem ich sie begriffen habe. In den vier Tagen, in denen Frank neben mir war, hat er sie verloren. Wir haben über sie gelacht. Ich weiß gewiß, daß es keinem Sanatorium gelingen wird, ihn zu heilen. Er wird nie gesund werden, Max, solange er diese Angst haben wird. Und keine psychische Stärkung kann diese Angst überwinden, denn die Angst verhindert die Stärkung. Diese Angst bezieht sich nicht nur auf mich, sondern auf alles, was schamlos lebt, auch beispielsweise auf das Fleisch. Das Fleisch ist zu enthüllt, er erträgt nicht, es zu sehen. Das also habe ich damals zu beseitigen vermocht. Wenn er diese Angst spürte, hat er mir in die Augen gesehen, wir haben eine Weile gewartet, so als ob wir keinen Atem bekommen könnten oder als ob uns die Füße wehtäten, und nach einer Weile ist es vergangen. Es war nicht die geringste Anstrengung nötig, alles war einfach und klar, ich habe ihn über die Hügel hinter Wien geschleppt, ich bin vorausgelaufen, da er langsam gegangen ist, er ist hinter mir hergestampft, und wenn ich die Augen schließe, sehe ich noch sein weißes Hemd und den abgebrannten Hals und wie er sich anstrengt. Er ist den ganzen Tag gelaufen, hinauf hinunter, er ist in der Sonne gegangen, nicht ein einziges Mal hat er gebu-*

*um Gottes willen, schreiben Sie mir keinen Trost, schreiben Sie mir nicht, daß niemand schuld daran ist, schreiben Sie mir keine Psychoanalyse. Das alles, hören Sie, das alles, was Sie mir schreiben könnten, weiß ich. Ich habe zu Ihnen Vertrauen, Max, in der vielleicht schwersten Stunde meines Lebens, Gott weiß es; ich bitte Sie, haben auch Sie Vertrauen. Bitte verstehen Sie, was ich will. Ich weiß, wer Frank ist; ich weiß, was geschehen ist, und ich weiß nicht, was geschehen ist, ich bin an den Grenzen des Wahnsinns; ich habe mich bemüht, richtig zu handeln, zu leben, zu denken, zu fühlen, dem Gewissen gemäß, aber irgendwo ist Schuld. Darüber will ich hören. Freilich weiß ich nicht, ob Sie mich verstehen können. Ich will wissen, ob es mit mir so steht, daß auch unter mir Frank leidet und gelitten hat wie unter jeder andern Frau, so daß seine Krankheit ärger wurde, so daß er auch vor mir in seine Angst fliehen mußte, und so daß auch ich jetzt verschwinden muß, ob ich schuld daran bin oder ob es eine Konsequenz seines eigenen Wesens ist. Ist es klar, was ich sage? Ich muß es wissen. Sie sind der einzige, der vielleicht etwas weiß. Ich bitte Sie, antworten Sie mir, bitte antworten Sie mir die völlig nackte, einfache, allenfalls brutale Wahrheit, nämlich das, was Sie wirklich denken. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir antworten. Das ist ein gewisser Ausgangspunkt für mich. Ferner bitte ich um Nachricht, wie es ihm geht? Seit Monaten weiß ich nichts von ihm.*

*Meine Adresse:*

*M. K.<sup>12</sup> Wien VIII, Postamt 65, Benmogasse.*

*Verzeihen Sie, ich kann den Brief nicht umschreiben; ich kann ihn nicht einmal lesen. Ich danke.*

*Milena.*

<sup>12</sup> K(ramer): diesen Decknamen benutzte sie für postlagernde Sendungen.

stet, er hat schrecklich viel gegessen und wie ein Dudelsack geschlafen, er war einfach gesund, und seine Krankheit war uns in diesen Tagen etwas wie eine kleine Erkältung. Wäre ich damals mit ihm nach Prag gefahren, so wäre ich ihm die geblieben, die ich ihm war. Aber ich war mit beiden Füßen unendlich fest mit dieser Erde hier zusammengewachsen, ich war nicht imstande, meinen Mann zu verlassen und vielleicht war ich zu sehr Weib, um die Kraft zu haben, mich diesem Leben zu unterwerfen, von dem ich wußte, daß es strengste Askese bedeuten würde, auf Lebenszeit. In mir aber ist eine unbezwingbare Sehnsucht, ja eine rasende Sehnsucht nach einem ganz anderen Leben, als ich es führe und als ich es wohl je führen werde, nach einem Leben mit einem Kinde, nach einem Leben, das der Erde sehr nahe wäre. Und das hat also wohl in mir über alles andere gesiegt, über die Liebe, über die Liebe zum Flug, über die Bewunderung und nochmals die Liebe. Mag man übrigens darüber was immer sagen, so kommt doch nur eine Lüge heraus. Diese ist vielleicht noch die kleinste. Und dann war es eben schon zu spät. Dann ist dieser Kampf in mir zu deutlich sichtbar geworden und das hat ihn erschreckt. Gerade das ist es ja, wogegen er sein ganzes Leben lang ankämpft, von der andern Seite her. Bei mir hat er sich ausruhen können. Aber dann hat es begonnen, ihn auch bei mir zu verfolgen. Gegen meinen Willen. Ich habe ganz gut gewußt, daß etwas geschehen ist, was nicht mehr beseitigt werden kann. Ich war zu schwach, als daß ich das hätte tun und erfüllen können, wovon ich gewußt habe, daß es einzig und allein ihm geholfen hätte. Es ist dies meine Schuld. Und auch Sie wissen, daß es meine Schuld ist. Das, was man auf Franks Nicht-Normalität schiebt, gerade das ist sein Vorzug. Die Frauen, die mit ihm zusammengekommen sind, waren gewöhnliche Frauen und haben nicht anders zu leben gewußt als eben Frauen. Ich glaube eber, daß wir alle, die ganze Welt und alle Menschen krank sind, und er der einzige Gesunde und richtig Auffassende und richtig

Fühlende und der einzige reine Mensch. Ich weiß, daß er sich nicht gegen das Leben wehrt, sondern nur gegen diese Art von Leben da wehrt er sich. Hätte ich es zustande gebracht, mit ihm zu geben, so hätte er mit mir glücklich leben können. Aber das weiß ich erst heute, all dies. Damals war ich ein gewöhnliches Weib wie alle Weiber auf der Welt, ein kleines, triebhaftes Weibchen. Und daraus ist seine Angst entstanden. Sie war richtig. Ist es denn möglich, daß dieser Mensch etwas fühlt, was nicht richtig wäre? Er weiß von der Welt zehntausendmal mehr als alle Menschen der Welt. Diese seine Angst war richtig. Und Sie irren, Frank wird mir nicht von selbst schreiben. Es gibt nichts, was er mir schreiben könnte. Es gibt in der Tat kein einziges Wort, das er mir in dieser Angst sagen könnte. Daß er mich liebt, weiß ich. Er ist zu gut und schamhaft, als daß er aufhören könnte, mich zu lieben. Er würde das als eine Schuld ansehen. Er hält ja immer sich für den, der schuldig ist und der schwach ist. Und dabei gibt es auf der ganzen Welt keinen zweiten Menschen, der seine ungeheure Kraft hätte: diese absolute unumstößliche Notwendigkeit zur Vollkommenheit hin, zur Reinheit und zur Wahrheit. So ist es. Bis zum letzten Blutstropfen weiß ich, daß es so ist. Ich kann es mir nur nicht ganz zu Bewußtsein bringen. Wenn das geschehen wird, wird es schrecklich sein. Ich renne durch die Gassen, sitze ganze Nächte lang am Fenster, manchmal hüpfen mir die Gedanken wie die kleinen Funken beim Messerschleifen, und das Herz hängt mir wie an einem Angelbaken, wissen Sie, an einem ganz dünnen Häkchen, und das reißt so, mit solch einem ganz dünnen, entsetzlich scharfen Schmerz. Mit meiner Gesundheit bin ich ganz am Ende angelangt, und wenn mich etwas noch oben hält, so geschieht es gegen meinen Willen, und es ist wohl dasselbe, was mich bis hierher getragen hat, etwas sehr Unbewußtes, eine unwillkürliche Liebe zum Leben. Neulich habe ich irgendwo am andern Ende von Wien plötzlich solche Geleise gefunden, wissen Sie, stellen Sie sich kilometerlange Gassen vor,

*wie eine würfelförmige Grube – und unten Geleise, rote Lichter, Lokomotiven, Viadukte, Waggons, solch ein schwarzer grauenhafter Organismus war das, ich bin daneben gesessen und es war, als ob etwas atmete. Ich dachte, daß ich verrückt werden muß vor lauter Leid, Sehnsucht und schrecklicher Liebe zum Leben. Ich bin so allein, wie Stumme allein sind, und wenn ich Ihnen da von mir spreche, so deshalb, weil ich die Worte schon auskotze, sie jagen gänzlich gegen meinen Willen hervor, da ich schon nicht mehr schweigen kann. Verzeihen Sie. Ich werde Frank nicht schreiben, keine Zeile, und was weiterhin geschehen wird, weiß ich nicht. Im Frühling komme ich nach Prag und werde Sie besuchen. Und wenn Sie mir von Zeit zu Zeit schreiben, wie es ihm geht – ich gebe täglich zur Post, ich kann es mir, nicht abgewöhnen – , werde ich sehr glücklich sein.*

*Ich danke Ihnen nochmals*

*M. P.*

*Noch eine Bitte: eine sehr lächerliche. Meine Übersetzung der Bücher »Urteil«, »Verwandlung«, »Heizer«, »Betrachtung«, wird bei Neumann erscheinen – Edition »Červen«<sup>13</sup> {...}.*

*Nun, ich bin damit fertig – Hirn und Herz hat es mir in den letzten Monaten gefressen, es war gräßlich, so verlassen zu sein und an seinen Büchern zu arbeiten – aber Neumann will von mir, daß ich »für das tschechische Lese-publikum einige Worte über ihn voraussende«. Jesus Christus, ich soll über ihn für die Leute schreiben –? Und ferner: ich habe einfach nicht die Fähigkeit dazu. Wollen Sie mir das nicht tun? Ich weiß nicht, ob Sie nicht politisch etwas dagegen haben – Červen ist kommunistisch, aber die Buchreihe ist parteilos. – Neumann gibt das Büchlein so herzlich und gern heraus und freut sich auf das Erscheinen – freilich würde Ihr Name mit dabei sein – stört Sie das? Wo nicht, bitte ich Sie darum. Etwa drei oder vier Seiten, ich werde sie übersetzen und als Vorwort beifügen. Ich*

*habe einmal so etwas von Ihnen gelesen – eine Ein-leitung zu Laforgue – eine sehr schöne Sache. Wollen Sie das für mich machen? Ich hätte Freude. Das Buch muß prachtvoll herauskommen, nicht wahr. Die Übersetzung ist gut. Und die Einführung von Ihnen wäre bestimmt gut. Bitte, wenn Sie keine politischen Bedenken haben, machen Sie das für mich. Freilich muß es eine Art Information für die tschechischen Leser sein. Aber schreiben Sie es nicht für die Leute, sondern so für sich selbst wie diese Laforgue-Vorrede. Sie sind dort, wo Sie lieben, aufrichtig und sehr hell-seherisch. Und dann ist das, wie Sie sagen, sehr sehr schön. Es müßte sehr bald sein, Max, und ich bitte, tun Sie das für mich. Gern würde ich mit diesem nach allen Kräften vollkommenen Buch vor die Augen der Welt treten – wissen Sie, ich habe das Gefühl, als müsse ich etwas verteidigen, etwas rechtfertigen. Ich bitte Sie darum. Und sagen Sie F. nichts. Wir werden ihn überraschen, einverstanden? Vielleicht – vielleicht wird er ein wenig Freude daran haben.*

<sup>13</sup> Dieser Plan zerschlug sich. Der von ihr beabsichtigte Band ist nie erschienen.

Franz Kafka

Späte Briefe

Prag, November 1920  
Samstag abends

*Den gelben Brief habe ich noch nicht bekommen, ich werde ihn ungeöffnet zurückschicken.*

*Sollte es nicht gut sein, daß wir einander zu schreiben jetzt aufhören, müßte ich mich entsetzlich irren. Ich irre mich aber nicht, Milena.*

*Ich will nicht von Dir reden, nicht weil es nicht meine Sache wäre, es ist meine Sache, nur reden will ich davon nicht.*

*Also nur von mir. Das was Du mir bist Milena mir hinter aller Welt bist in der wir leben, das steht auf den täglichen Fetzen Papier, die ich Dir geschrieben habe, nicht. Diese Briefe, so wie sie sind, helfen zu nichts, als zu quälen und quälen sie nicht, ist es noch schlimmer. Sie helfen zu nichts, als einen Tag Gmünd hervor-zubringen, als Mißverständnisse, Schande, fast unvergängliche Schande hervorzu-bringen. Ich will Dich so fest sehn, wie zum erstenmal auf der Straße, aber die Briefe lenken mehr ab, als die ganze Lerchenfelderstraße mit ihrem Lärm.*

*Aber entscheidend ist das nicht einmal, entscheidend ist meine an den Briefen sich steigende Ohnmacht über die Briefe hinauszukommen, Ohnmacht sowohl Dir als mir gegenüber – 1000 Briefe von Dir und 1000 Wünsche von mir werden mir das nicht widerlegen – und entscheidend ist die (vielleicht infolge dieser Ohnmacht, aber alle Gründe liegen hier im Dunkel) unwiderstehlich starke Stimme, förmlich Deine Stimme, die mich still zu sein auffordert. Und nun ist noch alles, was Dich betrifft, ungesagt, es steht freilich meistens in Deinen Briefen – (vielleicht auch in dem gelben oder richtiger, es steht in dem*

*Telegramm, mit dem Du den Brief zurückverlangst – mit Recht natürlich) oft an den von mir ge-fürchteten Stellen, denen ich ausweiche wie der Teufel dem geweihten Ort.*

*Merkwürdig, auch ich wollte Dir telegraphieren, spielte lange damit, im Bett am Nachmittag, auf dem Belvedere am Abend, es handelte sich aber um nichts anderes als um den Text: »erbitte ausdrückliche und zustimmende Beantwortung der unterstrichenen Stelle im letzten Brief« schließlich aber schien mir darin unbegründetes und häßliches Mißtrauen zu liegen und ich telegraphierte nicht.*

*So bin ich jetzt, ohne irgendetwas sonst zu machen, bis 1/2 2 nachts über diesem Brief gesessen, habe ihn angesehen und durch ihn Dich. Manchmal, nicht im Traum, habe ich diese Vorstellung: Dein Gesicht ist von Haaren zugedeckt, es gelingt mir das Haar zu teilen und rechts und links wegzuschieben, Dein Gesicht erscheint, ich fabre an der Stirn und den Schläfen hin und halte nun Dein Gesicht zwischen den Händen.*

Montag

*Diesen Brief wollte ich zerreißen, nicht wegschicken, auf das Telegramm nicht antworten, Telegramme sind so vieldeutig, nun ist aber die Karte und der Brief da, diese Karte, dieser Brief – Aber auch ihnen gegenüber, Milena, und wenn die reden wollende Zunge zerbissen werden müßte – Wie kann ich glauben, daß Du die Briefe jetzt brauchst, wo Du nichts anderes brauchst, als Ruhe, wie Du es halb unbewußt oft sagtest. Und diese Briefe sind doch nur Qual, kommen aus Qual, unheilbarer, machen nur Qual, unheilbare, was soll das – und es steigert sich gar noch – in diesem Winter? Still sein, ist das einzige Mittel zu leben, hier und dort. Mit Trauer, gut, was*

*tut das? Das macht den Schlaf kindlicher und tiefer. Aber Qual das heißt einen Pflug durch den Schlaf – und durch den Tag – führen, das ist nicht zu ertragen.*

*Wenn ich in ein Sanatorium fabre, werde ich es Dir natürlich schreiben.*

**Prag, 1. Februar 1923**

*{...} Dann kam Ihr Brief. Es ist mit dem Schreiben jetzt sonderbar. Sie müssen – wann mußten Sie das nicht? – Geduld haben. Ich habe seit Jahren niemandem geschrieben, ich war in dieser Hinsicht wie tot, ein Fehlen jeden Mitteilungsbedürfnisses, ich war wie nicht von dieser Welt, aber auch von keiner andern, es war als hätte ich alle Jahre hindurch nur nebenbei alles was verlangt wurde, getan und in Wirklichkeit nur darauf geachtet, ob man mich rief, bis dann die Krankheit aus dem Nebenzimmer rief und ich hinlief und ihr immer mehr und mehr gehörte. Aber es ist dunkel in dem Zimmer und man weiß gar nicht, ob es die Krankheit ist.*

*Jedenfalls wurde mir das Denken und Schreiben sehr schwierig, manchmal beim Schreiben lief die Hand leer über das Papier, auch jetzt noch, vom Denken will ich gar nicht reden (immer wieder staune ich das Blitzartige Ihres Denkens an, wie sich eine Handvoll Sätze zusammenballt und der Blitz niederschlägt). Jedenfalls müssen Sie Geduld haben, diese Knospe öffnet sich langsam und sie ist ja nur Knospe, weil man das Geschlossene Knospe nennt.*

**Dobřichovice, 9. Mai 1923**

*Vielen Dank für die Grüße. Was mich betrifft: ich bin für paar Tage hier herausgefahren, es ging in Prag nicht mehr gut. Es ist aber noch keine Reise, nur ein Zappeln mit den gänzlich ungeeigneten Flügeln.*

*K.*

**Berlin, 25. Dezember 1923**

*Liebe Milena, so lange schon liegt hier ein Stück eines Briefes für Sie bereit, aber zur Fortsetzung kommt es nicht, denn die alten Leiden haben mich auch hier aufgefunden, angefallen und ein wenig niedergeworfen, alles macht mir dann Mühe, jeder Federstrich, alles was ich dann schreibe, scheint mir dann zu großartig, im Mißverhältnis zu meinen Kräften und wenn ich niederschreibe »Herzliche Grüße«, haben denn diese Grüße wirklich die Kraft in die lärmende, wilde, graue, städtische Lerchenfelderstraße zu kommen, wo ich und das meine gar nicht atmen könnte. So schreibe ich dann gar nicht, warte auf bessere oder noch schlechtere Zeiten und bin im übrigen hier gut und zart behütet bis an die Grenzen irdischer Möglichkeit. Von der Welt erfahre ich, und zwar kräftigst nur durch die Teuerung, die Prager Zeitungen bekomme ich nicht, die Berliner sind mir zu teuer, wie wäre es, wenn Sie mir manchmal einen Ausschnitt aus den Národní Listy schicken würden von der Art, wie sie mich einmal so gefreut haben. Meine Adresse ist übrigens seit paar Wochen: Steglitz Grunewaldstraße 13 bei Hr. Seifert. Und nun doch die »besten Grüße« was tut es, wenn sie schon bei der Gartentür niederfallen, vielleicht ist Ihre Kraft desto größer.*

*Ihr K.*



Milena Jesenská

## Nachruf auf Franz Kafka

6. Juni 1924

Vorgestern starb im Sanatorium Kierling bei Klosterneuburg bei Wien Dr. Franz Kafka, ein deutscher Schriftsteller, der in Prag lebte. Nur wenige Menschen kannten ihn hier, denn er war ein Einzelgänger, ein Wissender, von der Welt erschreckter Mensch; schon jahrelang litt er an einer Lungenkrankheit, und wenn er sie auch heilte, so nährte er sie doch bewusst und förderte sie in Gedanken. Wenn Seele und Herz die Last nicht mehr ertragen, nimmt die Lunge die Hälfte auf sich, damit die Last wenigstens etwas gleichmäßig verteilt sei, schrieb er einmal in einem Brief, und so war auch seine Krankheit. Sie verlieh ihm eine fast unglaubliche Zartheit und eine fast grausig-kompromisslose intellektuelle Verfeinerung; aber er, der Mensch, hatte seine ganze intellektuelle Lebensangst auf die Schultern seiner Krankheit geladen.

Er war scheu, ängstlich, sanft und gut, doch die Bücher, die er schrieb, sind grausam und schmerzhaft. Er sah die Welt voll unsichtbarer Dämonen, die den schutzlosen Menschen zerreißen und vernichten. Er war zu hellichtig, zu weise, um leben zu können, zu schwach, um zu kämpfen, schwach wie es edle, schöne Menschen sind, die sich nicht darauf verstehen, den Kampf mit ihrer Angst vor Unverständnis, Ungüte, intellektueller Lüge aufzunehmen, da sie im Voraus um ihre Hilflosigkeit wissen und im Unterliegen den Sieger beschämen. Er kannte die Menschen, wie sie nur ein Mensch von großer nervöser Sensibilität kennen kann, einer, der ein-

sam ist und fast prophetisch den ändern an einem einzigen Aufblitzen der Augen erkennt. Er kannte die Welt auf ungewöhnliche und tiefe Art, selbst war er eine ungewöhnliche und tiefe Welt. Er schrieb die bedeutendsten Bücher der jungen deutschen Literatur; das Ringen der heutigen Generation der ganzen Welt ist in ihnen, wenn auch ohne tendenziöse Worte. Sie sind wahr, nackt und schmerzhaft, so, dass sie auch dort, wo sie sich symbolisch ausdrücken, nahezu naturalistisch sind. Sie sind voll trockenen Hohns und sensibler Sicht eines Menschen, der die Welt so klar erblickt hatte, dass er es nicht ertragen konnte und sterben musste, wenn er nicht wie andere Zugeständnisse machen und sich in die verschiedenen, auch edieren Irrtümer der Vernunft oder des Unterbewusstseins retten wollte. Dr. Franz Kafka schrieb das Fragment *Der Heizer* (tschechisch in Neumanns *Červen* erschienen<sup>14</sup>), das erste Kapitel eines wunderbaren, noch unveröffentlichten Romans, *Das Urteil*, den Widerstreit zweier Generationen, *Die Verwandlung*, das stärkste Buch der modernen deutschen Literatur, *Die Strafkolonie* und die Skizzen *Betrachtung* und *Landarzt*. Der letzte Roman *Vor dem Gericht*<sup>15</sup> liegt schon jahrelang druckbereit im Manuskript vor. Er ist von der Art jener Bücher, die, zu Ende gelesen, den Eindruck einer so vollkommen inbegriffenen Welt hinterlassen, dass sich jedes weitere Wort erübrigt. Alle seine Bücher schildern das Grauen geheimnisvollen Unverständnisses, unverschuldeter Schuld unter den Menschen. Er war ein Künstler und Mensch von derart feinfühligem Gewissen, dass er auch dorthin hörte, wo andere, taub, sich in Sicherheit wähnten.

<sup>14</sup> Milena Jesenská meint die Wochenschrift *Kmen*.

<sup>15</sup> Gemeint ist *Der Prozeß*, aus dem Milena nur die Parabel *Vor dem Gesetz* kannte. Von Kafkas letztem Roman *Das Schloss* wusste sie offenbar nichts.

Milena Jesenská (= A.X.N.)

### Direktzug Prag-Wien

(Narodni Listy, 5. Februar 1925)

Wir stehen auf einem Bahnsteig des Wilson-Bahnhofes und warten auf den Schnellzug, den Direktzug Berlin-Wien über Prag, ich und meine Feinde. Ein Feind ist hier jeder, und wir messen uns mit bösen Blicken. Wir sind Feinde, weil wir alle einen Sitzplatz haben wollen. Wir sind eine Räuberbande, die einen wehrlosen Zug überfällt, sobald er sich nähert. Die Dame mit dem plumpen Hut gehört nicht dazu, sie hat nur ein Holzkofferchen und offenbar eine Fahrkarte dritter Klasse. Auch der Herr, der auf und ab geht, weil er als Gepäck lediglich eine Aktentasche hat und auf Legitimation höchstens bis Tabor fährt. Dagegen ist die Dame im Pelzmantel, die mehrere mit Zetteln aus Venedig, Brüssel und Paris beklebte Koffer besitzt, zweifellos eine Feindin. Sie fährt bestimmt über Wien. Große Koffer, kleine Koffer, Kofferchen und ein blauer Schleier über dem Gesicht, auf den ersten Blick sieht man, dass sie sich im Reisen auskennt. Sie wird ihre Ellbogen gebrauchen, wenn es nötig ist. Sie wird nicht gestatten, dass im Coupé geraucht wird, und wird Apfelsinen in Lederhandschuhen schälen. Bis zur Grenze wird sie tschechisch sprechen, hinter der Grenze deutsch. Der kurzbeinige Herr gegenüber trägt weiße Gamaschen und einen Anzug der Firma Kniže, Wien-Karlsbad; er kommt gerade vom Balkan und handelt mit Seide, im Coupé wird er sein flaches Mützchen abnehmen, mit dem er wie ein Engländer aussieht, und wird mich wie ein Franzose hofieren, dabei ist er in Wirklichkeit ein Jude. Die Frau auf der Bank hat ein Baby, das in fünf

Windeln eingewickelt ist, sie wird ein Fläschchen mit Nuckel und Windeln und Gummiunterlagen auspacken und wird schschsch und bububu sagen, und sie wird behaupten, dass ihr kleiner Fratz nur heute und rein zufällig schreie und sonst still wie ein Engelchen sei. Feind neben Feind. Aus dem Zug, der eingefahren ist, quillt eine Schar von Befreiten. Noch wenige Schritte, und sie sind auf der Straße, gehen wieder auf der Erde, öffnen Türen, setzen sich an einen Tisch. Drinnen ist eine Handvoll billiger Sieger geblieben. Das Coupé hat sich geleert, und sie haben die besten Plätze besetzt. Sie blicken uns an, als wären wir Einbrecher, und haben vornehme, artige Gesichter, auf denen geschrieben steht: Die Leute drängeln sich wie Gesindel! Sie tun so, als gehörten sie zur soliden, ungefährdeten Hälfte der menschlichen Gesellschaft. Sie sitzen auf ihren Fensterplätzen wie Herren im Auto, ein Stück eroberten Bodens unter den Füßen, und strahlen die Sicherheit und gemessene Würde von Besitzenden aus. Sieben von uns stürzen ins Coupé, sieben blutgierige Raubtiere, fünfen gelingt es, ein Plätzchen zu ergattern, fünf Menschen verbünden sich in Solidarität gegen zwei, fünf gemeine, freundliche Lächeln erscheinen auf fünf satten Gesichtern und bedauern: leider besetzt. Fünf Eindringlinge und ein Eingeborener, zusammen sechs, eine kleine Gruppe, eine Besatzung, die für sechs Stunden zu einem gemeinsamen Leben verurteilt ist. Alle wissen: Wir müssen miteinander auskommen und uns vertragen; das ist das beste, was wir tun können. Eben noch haben wir gedrängelt, geschubst, gerauft, getreten, gestoßen, haben uns wütend mit Blicken durchbohrt, jetzt sind wir auf einmal wohlherzogene Menschen der besten Gesellschaft. »Gestatten Sie, dass ich den Koffer über Ihren Sitz stelle?« »Aber gern.«

»Ihre Tasche hat noch hier bei mir Platz.« »Vielen Dank.« »Vorsicht, gnädige Frau, Sie zerdrücken sich den Hut, wenn Sie erlauben, lege ich ihn aufs Netz.« »Sehr liebenswürdig.« »Wenn Sie mein Mantel stört, kann ich ihn oben unterbringen.« »Aber keineswegs, wirklich, im Gegenteil.« Wir sitzen da mit dem angenehmen und schmeichelhaften Gefühl, dass wir uns ausgezeichnet benommen haben, wie es sich eben auf Reisen schickt und ziemt. Wir betrachten uns gegenseitig mit Wohlgefallen, und mit kaum merklichem Lächeln geben wir einander zu verstehen, dass wir hier, wir sechs in dem kleinen Coupé, feine Leute sind. Das Gesindel, das sich drängelt, was wir einfach nicht begreifen, ist draußen geblieben. Noch verabschieden sich die Menschen an den Fenstern von ihren Begleitern auf dem Bahnsteig. Keiner weiß, was er sagen soll, und schweigen passt irgendwie nicht. »Grüß die Tante«, sagt einer, »und schreib mir gleich.« »Nun, bald werde ich auch da sein«, sagt ein anderer und zieht ohne Grund seine Uhr hervor. »Wir haben schon eine Minute Verspätung. Und grüß die Tante«, fügt er hoffnungslos hinzu. Von fern ist Türeenschlagen zu hören, es wird gepfiffen, geschrien. Die Menschen auf dem Bahnsteig atmen befreit auf, zücken Taschentücher und strecken die Hände aus. »Grüß die Tante«, rufen sie. Zeitlebens sind die Menschen zu den Tanten nicht so aufmerksam, als wenn sie jemanden zum Zug begleiten. Jetzt wissen wir nicht, wohin mit den Augen. Wir haben unnahbare Gesichter und sitzen steif da. Wir blicken aus dem Fenster, sinnieren, lesen Zeitung. Es ist still wie in der Kirche, der Herr in der Ecke schlummert. Der Schaffner kommt, sechs Hände reichen sechs Fahrkarten. Und wieder Stille. Bum-ta-ta, dröhnen die Räder. Draußen liegt eine langweilige Landschaft, hinter toten Feldern

geht farblos die Sonne unter. Ein Bahnhof nach dem anderen huscht vorüber, jedesmal wundere ich mich: Hier leben also auch Menschen? Es kommt mir vor, als müsste ich über etwas nachdenken. Rhythmisch laufen die Gedanken durchs Hirn, bum-ta-ta, bum-ta-ta, aber sie ergeben keinen Sinn. Die Grenze. Eine Stunde Aufenthalt. Sechs schweigende Menschen stehen auf und reichen sich die Koffer. »Verzeihung, das wollte ich nicht«, sagt ein Herr, der sein Köfferchen einem anderen auf den Kopf fallen lässt. »Das geht doch nicht anders«, behauptet gutmütig der Betroffene, und mit den Worten »diese verdammte Kontrolle« bricht er das Eis. »So etwas Dummes«, ertönt es vom Fenster her. »Ich mache das jede Woche durch«, erklärt der Herr mit der Mütze. Sechs Menschen ist die Zunge gelöst worden. Der Zollbeamte gerät in ein Wespennest. Die sechs halten zusammen, das spürt man. Mit Wespenolidarität. Als sie wieder allein sind, schimpfen sie. Auf die Regierung, auf die Eisenbahn, auf die Zeitungen, auf die Republik. »Voriges Jahr bin ich im Schlafwagen von Berlin nach Paris gefahren ...«, erzählt ein Herr, und schon weiß man, dass er in Paris war und nobel im Schlafwagen gefahren ist. Sollten Sie nie im Schlafwagen gereist sein, machen Sie schnell ein Gesicht, als täten Sie das täglich, und sagen: »In Italien ist das ganz anders ...« Da hast du's, jetzt weißt du, dass ich in Italien war. Dann kommen Bekannte an die Reihe. »Habe ich doch neulich zu meiner Gattin gesagt, als sie vom Tee beim Herrn Minister kam ...« »Ach, die Frauen sind alle gleich. Die Freundin meiner Gattin, die Frau Sektionschef ...« Erstaunlicherweise fahre ich immer mit sehr vornehmen Leuten, ich weiß nicht, wie das kommt. Danach wird von der Familie erzählt. Die Väter nehmen aus der linken Brusttasche ihr Porte-

feuille und daraus eine Photographie ihrer Kinder. (Alle Väter der Welt tragen die Photographien ihrer Kinder an dieser Stelle bei sich.) »Das ist ja ein allerliebstes Bürschlein«, sagen Sie, »und wie selbstbewusst er dreinschaut.« »Ich bilde mir bestimmt nichts ein«, erklärt der Vater, »aber er ist wirklich ein aufgewecktes Kind. Neulich hat er gesagt: Papa, deine Schuhbänder gucken vor! Deine Schuhbänder gucken vor, hat er gesagt. Ein lustiger Einfall, nicht wahr?« Wenn Sie all das hinter sich gebracht haben, müssen Sie noch einige politische Ansichten über sich ergehen lassen. »Mein Herr, Sie kennen die Deutschen nicht. Die lassen sich das nicht gefallen. Ein Bekannter hat mir anvertraut« – hier dämpft er die Stimme und reißt die Augen auf –, »dass sie einen Tunnel bis unter Paris graben. Dann wollen sie Paris in die Luft sprengen. Sie können mir glauben, mein Herr, er hat das mit eigenen Augen gesehen.« Schließlich folgen noch einige Komplimente (das schon kurz vor Tulln). Der Herr gegenüber bietet Bonbons an, zwinkert und sagt (wenn er ein fescher Kerl ist): »Gnädigste, ich kenne alle schönen Frauen in Prag, wie kommt es, dass ich Ihnen noch nie begegnet bin?« Oder (wenn er mehr Familienvater ist): »Der Herr Gemahl wird schon ungeduldig warten, nun freilich, so ein allerliebstes Frauchen.« Der Zug fährt und fährt, Klosterneuburg, Nussdorf. Die Vorstadt. Die Räder sagen schon nicht mehr: Bum-ta-ta, bum-ta-ta. Sie fahren über Weichen, rattern ohne Rhythmus. Heiligenstadt, die ersten Häuser, die erste Elektrische. Sechs Menschen ziehen sich an, sechs Menschen suchen ihre Sachen zusammen, sechs Menschen stürzen zum Fenster. Für sechs Menschen ein Gepäckträger. »Hier meinen Koffer«, ruft der Herr mit den Bonbons und stößt mich in die Rippen. »Hier meinen«, schreit der

Herr mit dem Tunnel unter Paris und reißt mir die Handschuhe aus der Hand. »Hier meinen«, brüllt der Herr mit dem aufgeweckten Jungen und den Schuhbändern und drückt mir den Hut auf die Ohren. Von rechts, von links strömen Menschen, schreien wie rasend. Ich falle aus dem Wagen mit abgerissenen Knöpfen, mit zerzaustem Haar, den Hut unter dem Arm. Der Herr aus Berlin tritt mir noch auf den Fuß. Dann wird es still.

## Autor

**Thomas Samhaber**, (\*1964), aufgewachsen in Peuerbach, Oberösterreich. Erste Publikation in »Junge Literatur aus Österreich 1979«, ab 1980 Lesungen eigener Texte in Ö3, Alte Schmiede Wien. Matura in Linz, Studium Germanistik und Geschichte, Universität Wien. Alleinerziehender Vater von vier Kindern. Ab 1992 Mitarbeiter der Waldviertel Akademie, Studien und Umfragen zur Grenzöffnung. Betreuung der Wanderausstellung und Publikation: Kulturen an der Grenze, 1995: Vortrag an der Carleton – University in Ottawa, Kanada, über österreichische Auswanderung um 1900. Teilnahme an Forschungsprojekten zur Geschichte der Grenzregion unter der Leitung von Prof. Hanns Haas, Oliver Rathkolb, Andrea Komlosy. Recherche im Auftrag der Österreichischen Historikerkommission. Mitarbeit an historischen Projekten von Niklas Perzi (Stories), Franz Pötscher (30 Jahre Öffnung Eiserner Vorhang). Mitarbeiter der NÖ Dorf- u. Stadterneuerung, Moderator und Redakteur bei Radio Waldviertel; ca. 300 Sendungen zu regionalen Themen. Universitätslehrgang der Uni Klagenfurt: Abschluss zum »Akademisch geprüften Regionalmanager«; 2000 Geschäftsführer des Waldviertel Festivals. Seit 2001 mit der Künstlerin und Kulturmanagerin Brigitte Temper-Samhaber verheiratet, Eltern einer Patchwork-Großfamilie. 2003 gemeinsame Firmengründung (Fa. ILD): Organisation und Durchführung von ca. 300 Projekten im Bereich Jugend, Partizipation, Kultur und Grenzüberschreitung. Darunter das Kulturfestival ÜBERGÄNGE PŘECHODY seit 2004. Gemeinsame Publikationen zur Regionalentwicklung: z. B.: Regionen sind auch nur Menschen. Öhling, 2008. 2013–2015 »Regionalmanager Waldviertel«. Anschließend wieder in der Firma ILD Temper-Samhaber KG. Artikel, Ausstellungen und Projekte mit Schwerpunkt Südböhmern-Waldviertel. Lebt mit seiner Frau, Brigitte Temper-Samhaber und der gemeinsamen Tochter in Harmanschlag im Waldviertel, in engem Kontakt mit den sechs erwachsenen »Kindern«.

## Danksagung

Zunächst möchte ich hier der Österreichischen Franz Kafka Gesellschaft namentlich Dir. Manfred Müller und Charlotte Aigner sowie den Stadtgemeinden Gmünd und České Velenice für die bereitwillige Unterstützung danken.

Diese beiden benachbarten Städte haben das Glück, über großartige Persönlichkeiten zu verfügen, die sich intensiv mit der Geschichte des Raumes auseinandersetzen, erstaunliche Zusammenhänge aufzeigen und faszinierende Bücher veröffentlichen: Franz Drach, Manfred Dacho, Daniel Lohninger, Jíří Österreicher, Bernhard Schneider, Roman Šollar (sen. u. jun.) und Harald Winkler sind hier im Besonderen zu nennen. Ihnen gebührt der Dank, dass die aktuelle Forschung auf so hervorragende Arbeiten und gesichtetes Material aufbauen kann. Für das von ihnen und Karl Tröstl zur Verfügung gestellte Bildmaterial möchte ich mich hier besonders bedanken.

Unseren Waldviertler Universitätsprofessoren Andrea Komlosy, Oliver Rathkolb und Hanns Haas, die sich immer wieder mit diesem Grenzraum und seiner Geschichte auseinandersetzen, und unter deren Leitung ich an mehreren Forschungsprojekten mitarbeiten durfte, bin ich ein Leben lang dankbar. Ebenso dem jungen Stadtarchivar von Gmünd Harald Winkler für Literaturtipps, sein profundes Wissen und die beeindruckenden Fotos aus dem Stadtarchiv, die er »auf Knopfdruck« für dieses Buch bereitstellen konnte. Eine großen Dank auch dem Historiker und international anerkannten Tschechien-Österreich-Experten, meinem Freund Niklas Perzi für Durchsicht, Anregungen und Korrekturen.

Für dieses Lesebüchlein gebührt vor allem Richard Pils, dem Verleger und Buchliebhaber, der den Anstoß gegeben hatte, mein ganz besonderen Dank.

Verlag Bibliothek der Provinz

*Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien*